

amazon.jp

von Andreas Gruber

Montag

Der Airport Tokio-Narita war riesengroß wie ein überdimensionierter Oktopus. Nach Hongkong und Shanghai einer der Flughäfen mit dem höchsten Frachtaufkommen. Das hatte Otto Kopezky in den Wochen vor seiner Reise nach Tokio herausgefunden ... und noch vieles mehr.

Als österreichischer Schriftsteller, der nach Japan kam, um im Land der aufgehenden Sonne sein ins Japanische übersetztes Sachbuch über die österreichisch-ungarische k. u. k. Monarchie der Habsburger zu präsentieren, durfte er in kein Fettnäpfchen treten. So vieles hing davon ab. Dementsprechend hatte er sich sämtliches Wissen über die japanische Etikette angeeignet und sogar seine Frau instruiert, damit sie ihm keine Schande bereitete.

Elisabeth war blond, hoch gewachsen, gertenschlank, aber mit üppiger Oberweite und hatte noch nie in ihrem Leben rohen Fisch gegessen. In dieser so wichtigen Woche würde seine Frau nicht in der Öffentlichkeit niesen, sich in kein Taschentuch schnäuzen, in der U-Bahn nicht mit dem Handy telefonieren, niemanden auf die Wange küssen und keinem zur Begrüßung die Hand schütteln.

Nach einem fast zwölfstündigen Flug zogen sie ihre Trolleys durch den Zoll und erreichten die Ankunftshalle. Wie aus dem Nichts tauchten zwei um einen Kopf kleinere schwarzhaarige Japanerinnen aus der Menschenmenge auf und trippelten mit kleinen Schritten auf sie zu. Im Gegensatz zu ihnen wirkte Ottos Frau in ihren Stöckelschuhen wie eine Giraffe. Noch dazu drohte ihr Busen jeden Augenblick aus dem Dekolleté ihres dunkelblauen Damenanzugs zu springen. Eigentlich hätte Otto gewollt, dass sie ein rot-weiß-rot gestreiftes Dirndl trug, aber diesen Wunsch hatte sie ihm verweigert.

„Kopezky-San?“, fragte die eine Japanerin, während die andere schüchtern kicherte.

Auf diesen Moment hatten sich Otto und Elisabeth wochenlang vorbereitet. Otto legte die Hände an seine Seiten und verbeugte sich so tief, dass die beiden Frauen seine beginnende Glatze sehen konnten. „Konnichiwa!“, sagte er.

Seine Frau faltete die Hände in ihrem Schoß und verbeugte sich ebenfalls – genauso wie sie es zu Hause geübt hatten. Wenn sich jemand in diesem Land blamieren würde, dann waren das bestimmt nicht er oder seine Frau.

„Konnichiwa!“, antworteten die Damen kichernd.

Otto zog aus der Sakkotasche seine Visitenkarte, die er eigens für diese Reise hatte drucken lassen. 250 Stück, mit seinem Namen in japanischen Zeichen und einer stilisierten Kirschblüte. Er überreichte die Karte mit beiden Händen, da sie von Herzen kam, und verbeugte sich wieder. Die beiden Damen nahmen die Karten entgegen und reichten ihm ihre.

Das waren also seine japanische Literaturagentin und die Übersetzerin vom Tokioter Verlag *Historia*. Sie hießen Miyu und Momoka und brachten gemeinsam vermutlich nicht mehr als siebzig Kilo auf die Waage.

„Hai, Arigatou!“ Otto nahm die Karten mit beiden Händen und betrachtete sie länger als notwendig. Immerhin sollten die kleinen Japanerinnen glauben, dass er sich mordsmäßig dafür interessierte. In Wahrheit konnten sie ihm gestohlen bleiben. Hauptsache er kam ins Bett und konnte endlich schlafen.

Die Fahrt im Taxi war anstrengender als der Flug. Otto saß auf der Rückbank zwischen Miyu und Momoka, während Elisabeth links vorne neben dem Fahrer saß, einem kleinen grauhaarigen Männlein, das unter seinem Mundschutz ständig den Rotz in der Nase hochzog.

Ottos Frau hasste diese Sitte, doch er hatte ihr eingeschärft, sich unter keinen Umständen zu schnäuzen, sondern es den Japanern gleichzutun. Elisabeth warf dem Taxifahrer zwar einen pikierten Blick zu, als dieser vor sich hin röchelte, als hätte sein letztes Stündlein geschlagen, sagte aber kein Wort.

Langsam gewöhnte sich Otto an den Linksverkehr in Tokio und daran, dass die Autos in der Stadt nie schneller als vierzig Stundenkilometer fahren, niemals hupten und sogleich anhielten, sobald ein Passant seinen Fuß auf die Straße setzte. Was für Sitten! In Wien würden sie einem für dieses Verhalten den Führerschein wegnehmen. Aber er lächelte jedes Mal, wenn das Taxi anhielt, und heuchelte großes Verständnis.

Nach eineinhalb Stunden erreichten sie endlich ihr Hotel, das auf einer Anhöhe lag, von der man einen guten Ausblick auf den Tokyo Tower hatte. Miyu, Momoka und er schoben sich von der Rückbank durch die gleiche Tür ins Freie, weil in Tokio niemand das Taxi

auf der Straßenseite verließ. Bevor der röchelnde Taxifahrer endgültig den Löffel abgab, hob Otto seine schweren Trolleys selbst aus dem Kofferraum.

Während Miyu und Momoka die Rechnung beglichen, sah Otto sich um. Elisabeth und er waren gerade zur Kirschblütenzeit nach Tokio gekommen, wo an jeder Straßenecke die weiße Pracht aus Hunderten von Zierbäumen quoll. Die Morgensonne blinzelte durch die Äste, und wenn der Wind durch die Straßen fegte, tanzten die Blüten wie Schneeflocken über den Asphalt. Es roch fantastisch. Aber wie sinnlos dieses Treiben doch war! Eine Woche im Jahr blühten die knorrigen Bäume, danach war die Schönheit verschwunden, und kein einziger Ast trug Kirschen. In Anbetracht dieser zwecklosen Vergänglichkeit vermutete Otto, dass die Selbstmordrate Japans in jener Woche in die Höhe schnellte. Zumal Weiß auch noch die Farbe der Trauer bedeutete. Was für ein merkwürdiges Volk!

Er und Elisabeth verabschiedeten sich von den Verlagsdamen mit einer tiefen Verbeugung, heuchelten ein herzliches „Sayounara!“ und schoben ihre Trolleys zur Hotelrezeption.

Hinter der breiten Glaswand der Empfangshalle lag der Hotelgarten, und – wie konnte es anders sein – blühten auch hier die nutzlosen Kirschbäume vor sich hin. Wahrscheinlich stürzte sich am Ende der Woche ein Hotelpage vom Dach des Gebäudes weil er sich seines sinnlosen Lebens bewusst wurde. Dieser Gedanke amüsierte Otto. Ja, er war ein Kotzbrocken, den nur eines interessierte: *Der Erfolg seines Buches, für den er alles tun würde.* Er musste lediglich darauf achten, dass keiner der Japaner, mit denen er während der Veranstaltungen zu tun hatte, seine niederträchtigen Gedanken erriet.

„Shall I take your luggage?“, fragte der Hotelpage und riss Otto aus den Gedanken.

Reflexartig packte Otto den Griff des Trolleys. *Nein, das ist nicht notwendig*, lag ihm bereits auf der Zunge, doch er bremste sich rechtzeitig ab.

Eines der absoluten *Don'ts* in Japan war das Wort „Nein“. Niemand in diesem Land sagte *nein*. *Nein* war unhöflich. Eine Bitte abzuschlagen ebenso. Man bejahte immer alles und umschrieb es höchstens als ein Problem.

Langsam nahm Otto die Hand von seinem Koffer und murmelte ein leises „Arigatou“.

Dienstag

Am nächsten Tag waren Otto und seine Frau mit Miyu, seiner Literaturagentin, zum Abendessen verabredet. Sie besuchten ein exklusives Hühnerrestaurant in einer winzigen Seitengasse, das nur zehn Personen Platz bot, die hinter wadenhohen Tischen auf dem Boden saßen.

Diese Frau würde sie mit ihren Sitten nicht kleinkriegen! Elisabeth und er hatten Wochen zuvor geübt, mit Stäbchen zu essen, und trainiert, mit verschränkten Beinen auf Kissen zu sitzen. Sie hielten es bereits eine halbe Stunde lang schmerzfrei aus.

Doch nach vierzig Minuten kam die Pein, und der Abend dauerte noch lange. Zunächst füllte die Besitzerin des Restaurants Reiswein aus einer Karaffe in ihre Gläser. Otto wusste, wie Reiswein schmeckte, und ihm lag bereits ein „Danke, das genügt!“ auf den Lippen, doch erinnerte er sich, dass es in Japan kein *Nein* gab. Zu allem Überfluss ging der Becher auch noch über und der Wein lief in eine Untertasse.

„Ein Geschenk des Hauses“, flötete Miyu und erhob das Glas. „Kanpai!“

„Kanpai“, murmelte Otto und trank angewidert von dem Gesöff. „Schmeckt gut“, presste er mit zerknittertem Gesicht hervor.

Danach wurde der erste Gang in einer Schüssel serviert: Rohes Hühnerfleisch.

Elisabeth verzog das Gesicht, sagte aber nichts. Im Gegensatz zu ihr hatte Otto sich geschworen, *alles* zu essen, was ihm vorgesetzt wurde, und selbst wenn es frittierte Heuschrecken gewesen wären.

Nachdem Otto das rohe Fleisch heruntergewürgt hatte, in der Hoffnung, keine Salmonellenvergiftung zu bekommen, wurde der zweite Gang serviert: kleine gebratene Fleischbällchen auf einem Spieß.

„Hühnerbrust“, erklärte Miyu.

Davon aß sogar Elisabeth, und Otto war überrascht und zugleich stolz auf seine Frau, weil sie so geschickt mit den Stäbchen hantierte.

Nach diesem Gang ging es Schlag auf Schlag. Permanent wurden neue Spieße gebracht. Zunächst die Lenden des Hühnchens, der Bauch und die Rückenpartie des Tieres. Anschließend kamen der Magen des Hühnchens, die Niere, die Leber und das Herz.

„In diesem Restaurant wird das Huhn bis in die kleinsten Teile zerlegt“, erklärte Miyu stolz. „Aber der Höhepunkt kommt noch.“

Otto glaubte, sich verhöhrt zu haben. Der Höhepunkt? In seinem Magen rumorte es bereits.

Der nächste Spieß sah einigermaßen appetitlich aus.

„Die Adern des Huhns.“

In diesem Moment knallte Elisabeth ihre Stäbchen auf den Tisch. „Ich bin satt“, murmelte sie, verlagerte ihr Gewicht auf die andere Seite, sodass ihre Gelenke knirschten, und leerte das Glas mit dem grässlichen Reiswein.

Nein, nicht!, rief Otto in Gedanken, doch es war bereits zu spät. Sogleich stürzte eine Kellnerin herbei und füllte Elisabeths Glas auf.

Wie oft hatte Otto seiner Frau eingetrichtert, dass sie immer einen Schluck im Glas lassen musste! Wer in Japan austrank, setzte ein Signal, dass er Nachschub wollte.

Elisabeth wurde blass, als sie sah, wie der Reiswein erneut über den Rand des Glases in die Untertasse schwappte. In der Zwischenzeit wurden die nächsten Gänge serviert: Haut und Knorpel des Huhns. Auch diese würgte Otto kommentarlos hinunter. Zum Abschluss kamen noch die Krallen und der Kamm eines Hahnes. Dieses Volk ließ wirklich nichts aus!

„Wenn Sie mich bitte entschuldigen würden, ich muss auf die Toilette“, röchelte Otto. Die Schmerzen in den Knien brachten ihn um den Verstand.

Während er sich aus der sitzenden Position stemmte, knackten seine Beine wie Holzstäbe, die man übers Knie brach. Er taumelte zur Toilette, schlüpfte in die dort bereitgestellten Schuhe, verriegelte die Tür von innen und sank mit der Hose erschöpft auf die Klobrille.

Was für ein Horror! Er durfte sich bloß nichts anmerken lassen. Ein paar Minuten verschnaufen. Vielleicht musste er sich sogar übergeben. Der Kamm des Hahnes lag wie ein Fremdkörper in seinem Magen – er durfte nicht daran denken.

Er konzentrierte sich auf das Plätschern der Geräuschprinzessin. Plötzlich merkte er durch seine Hose die Wärme der beheizten Klobrille. Er sah sich um. Die Toilette war ein High-Tech-Gebilde mit Armaturen auf beiden Seiten. Er kam sich vor wie in einem Flugzeug-Cockpit.

An den japanischen Symbolen erkannte Otto, dass er mit den Tasten Intensität und Temperatur regulieren konnte. Doch wovon? Neugierig drückte er auf einen Knopf und wartete. Unter der Klobrille begann es zu surren. Plötzlich hörte er das Zischen eines Wasserstrahls. Es dauerte einige Sekunden bis er merkte, dass sein Hosenboden nass wurde, worauf er wie vom Blitz getroffen aufsprang. Der Wasserstrahl

schoß in hohem Bogen aus der Kloschüssel und klatschte an die gegenüberliegende Tür.

Nervös betätigte Otto mehrere Tasten, die aber nur die Temperatur änderten und den Wasserstrahl breit gefächert zersprenkelten. Als er die Stopptaste fand, war er von oben bis unten nass gespritzt.

Er fand gelbe Papiertücher in einer Box und rubbelte sich trocken. Zu spät bemerkte er, dass die Tücher abfärbten und er sich die gelben Papierfusseln ins Gesicht und auf sein weißes Hemd geschmiert hatte. Er betrachtete sich im Spiegel. Seine Hautfarbe sah ziemlich ungesund aus.

Nach zehn Minuten hatte Otto sich vollends gesäubert und den Berg Papiertücher ins Klo gestopft. Er betätigte die Spülung, worauf das neue Wasser aus der Leitung zunächst in ein Handwaschbecken lief, um später im Spülkasten zu verschwinden. Wie clever! Er wusch sich die Hände.

Eine gefühlte Stunde später betrat er wieder das Restaurant, vergaß aber die Toilettenschuhe auszuziehen.

Miyu riss echauffiert die Augen auf, als er sich mit den Kloschuhen an den Tisch setzte. Seine Frau musterte ihn streng, weil er so lange weg geblieben war.

Kurz darauf wandte Miyu sich wieder seiner Frau zu. „Ach, und *Sisi* ist die Koseform von Elisabeth?“

Elisabeth nickte. „Wie unsere ehemalige Kaiserin.“

„Wie schön.“

Elisabeth suchte nach einem Aschenbecher. „Darf man hier rauchen?“

Miyu zog die Luft zischend zwischen den Zähnen ein und legte die Hand in den Nacken. „Ich glaube, das könnte ein Problem sein.“

Natürlich war Rauchen hier strengstens verboten, dachte Otto, aber die Japaner kannten kein *Nein*.

„Du entschuldigst mich.“ Elisabeth erhob sich. „Es ist spät und ich bin noch müde vom Jet-Lag.“

Natürlich ... seine Frau wollte im Hotel eine Zigarette rauchen, was er verstehen konnte.

„Ich begleite dich im Taxi zum Hotel.“

„Nicht notwendig.“ Sie lächelte süffisant. „Bleib ruhig noch hier und unterhalte dich mit deiner Agentin. Ich gehe in der Zwischenzeit ins Bett.“ Während Elisabeth ihm einen Kuss auf die Wange gab, flüsterte sie ihm ins Ohr: „Ich weiß, du willst dein Buch vermarkten, aber übertreibe es nicht. Ich liebe dich, auch wenn du ein armer Autor bleibst.“

Elisabeth hatte leicht reden! Sie war nicht von der Uni geworfen worden und hatte ihren Lehrstuhl als

Geschichtspräsident verloren. Sie arbeitete als Verkäuferin in einer Boutique. Aber er *brauchte* diesen Bucherfolg! In Österreich war sein Ruf ruiniert und er verdiente keinen Cent mehr. Von diesem Besuch in Japan hing es ab, ob er noch weitere Sachbücher veröffentlichen konnte. Es war seine letzte Chance auf Erfolg.

Im nächsten Moment war er mit Miyu allein. Er nutzte die Gelegenheit sofort, um über sein Werk zu sprechen. „Wie verkauft sich das Buch?“

„Der Verlag hat eine hohe Auflage gedruckt“, antwortete sie.

„Und wie verkauft es sich?“, hakte er nach.

Sie zog abermals die Luft zischend zwischen den Zähnen ein und legte die Hand in den Nacken.

„Verstehe“, sagte er.

„Der Amazon-Verkaufsrang liegt im Moment bei 92.000, das ist nicht besonders gut“, erklärte sie.

„Lässt sich das Buch nicht besser promoten? Der Verkauf ankurbeln?“

„Nun ja, es gäbe schon eine Möglichkeit“, überlegte sie. „Wenn wir zum Beispiel etwas Persönliches vom Autor hätten ...“

Wie? Er hatte keine Ahnung wovon sie sprach.

„Der Verlag könnte zum Beispiel eine Haarlocke von Ihnen über Amazon Marketplace zum Verkauf anbieten. Das würde enorme Aufmerksamkeit erregen. Sie kämen ins Gespräch und wir könnten das über Facebook teilen. Fans in Japan lieben solche Aktionen. Was halten Sie davon?“

Eine Haarlocke? Er wusste, der persönliche Kontakt in Japan war ungeheuer wichtig. Außerdem konnte er ihr diese Bitte unmöglich abschlagen. „Von mir aus“, sagte er schließlich.

„Fein.“ Sie lächelte zufrieden. Wie aus dem Nichts hielt sie plötzlich eine lange Schere in ihren zierlichen Händen.

Otto kniff die Augen zusammen. „Aber vorsichtig.“

„Natürlich.“ Sie schnitt ihm eine Locke hinter dem Ohr weg, die sie mit einer Plastiktüte auffing.

„Oh, das sieht jetzt aber merkwürdig aus“, sagte sie.

Er drehte den Kopf.

„Vielleicht noch eine Locke auf der anderen Seite.“

„Äh, ich ...“

„Denken Sie an Ihren Erfolg!“

Bevor er reagieren konnte, hatte sie ihm hinter dem anderen Ohr ebenfalls eine Locke abgeschnitten. Plötzlich fuhr ihm ein siedend heißer Schmerz durch den Körper.

Blut spritzte auf den Tisch.

„Oh, wie ungeschickt“, säuselte Miyu. „Das tut mir leid.“

Aus dem Augenwinkel sah er, wie sein Ohrläppchen in die Nylontüte fiel. Die Wunde pulsierte. Instinktiv griff er zur Serviette und presste sie auf die verletzte Stelle. Sofort tränkte sich der Stoff mit Blut.

Indessen ließ Miyu die drei Tüten in ihre Handtasche verschwinden.

Die Kellnerin bot ihm ein Pflaster an und verarztete ihn hilfsbereit. Danach wurde ihm die Rechnung präsentiert. Er zahlte, gab aber wohlweislich kein Trinkgeld, denn das hätte die Kellnerin beleidigt, weil er ihr damit unterstellte, sie würde zu wenig verdienen.

Als sie ihm das Retourgeld gab, ließ er es ungezählt in seiner Brieftasche verschwinden, um sie nicht zu verdächtigen, sie wollte ihn betrügen.

Welch merkwürdige Sitten in diesem Land, dachte Otto. Und ein weiterer Gedanke beschäftigte ihn – wie sollte er Elisabeth das fehlende Ohrläppchen erklären?

Mittwoch

„Was hast du da am Ohr?“, fragte Elisabeth ihn am nächsten Morgen.

Die Hitze schoss Otto zu Kopf. Instinktiv fasste er sich ans Ohr. Das Pflaster klebte immer noch dort, aber er hatte in der Nacht sein Kopfkissen mit Blut bekleckert.

„Als ich gestern Nacht mit dem Taxi heimfuhr“, improvisierte er, „habe ich mich beim Aussteigen an der Tür verletzt.“

„Oh, mein Schatz.“ Sie gab ihm einen Kuss.

Während Elisabeth sich duschte, schaltete er seinen Laptop ein und surfte über das WLAN des Hotels auf die japanische Amazonseite. Nach langem Herumklicken fand er endlich sein Buch. Zum Glück verwendeten die Japaner auch die im Westen gebräuchlichen Zahlenformate.

Er traute seinen Augen nicht. Sein Buch hatte Verkaufsrang 9.000! Es war über Nacht zum Verkaufshit geworden. Plötzlich stutze er. Unter dem Menüpunkt Marketplace gab es einen Bereich von Privatanbietern, die weitere Artikel des Autors anpriesen. Dort fand er zwei Locken, die jeweils um 500 Yen angeboten wurden und ein auf einer Nadel aufgespießtes Ohrläppchen auf rotem Samt unter einem Glassturz um 2.500 Yen.

Um Gottes willen! Hoffentlich erfuhr seine Frau niemals davon. Sie würde ihm wieder vorwerfen, gierig zu sein und für die Karriere rückgratlos seine Seele zu

verkaufen. Wie damals an der Uni, als er die Bewertungen seiner Studenten gefälscht hatte, um für seine Vorlesungen ein höheres Honorar zu verlangen. Solange, bis sie dahintergekommen waren.

„Schatz, was machst du da?“

Er fuhr hoch und klappte den Laptop zu. „Nichts.“

Elisabeth stand nackt mit einem zusammengebundenen Handtuch auf dem Kopf hinter ihm. Sie sah hinreißend aus. „Bist du dann bereit? Können wir in zehn Minuten frühstücken?“

Am Abend fuhren sie mit der U-Bahn zu einem Treffen mit dem Verlagsleiter. Elisabeth stand inmitten einer Traube schwarzhaariger Japanerinnen und hielt sich an einer Stange an der Decke fest. Erst jetzt fiel Otto auf, dass die Japaner im Durchschnitt eineinhalb Köpfe kleiner waren als seine Frau. Gut – dachte er – mehr als 125 Millionen Menschen zusammengepfercht auf vier Inseln; da musste man klein sein, sonst trat man sich gegenseitig auf die Zehen.

Knapp die Hälfte der Menschen in diesem Zugabteil trug weiße Gesichtsmasken. Früher hatte er gedacht, dass Japaner diese Maske trugen, um sich nicht anzustecken, doch mittlerweile wusste er, dass es umgekehrt war. Wenn sie erkältet waren, wollten sie andere nicht anstecken. Der einzelne Japaner sorgte sich mehr um seine Mitmenschen als um sich selbst. Gänzlich unverständlich für einen Europäer.

Obwohl Elisabeth und er dreimal umsteigen mussten und fünfzig Minuten lang durchgeschüttelt wurden, empfand er die Fahrt als angenehm und diszipliniert. Er wurde kein einziges Mal angerempelt, es klingelte kein einziges Handy und niemand telefonierte mit einem Mobiltelefon.

Fuhr man in einer Wiener U-Bahn, bekam man Dutzende lautstarke Gespräche mit, die man gar nicht hören wollte, und man stieg mit blauen Flecken übersät aus. Außerdem sah er keinen Menschen mit einem Tattoo. Diese galten anscheinend als verpönt und waren den Mitgliedern der Yakuza vorbehalten. Otto hatte sich vor vielen Jahren, als er an der Uni Wien noch selbst Geschichte studiert hatte, auf dem linken Schulterblatt ein Tattoo stechen lassen: *Das Wappen der k. u. k. Monarchie* mit dem lateinischen Spruch *Bella gerant alii, tu felix Austria nube* – mögen andere Länder Kriege führen, du glückliches Österreich heirate. Das war sein Motto. Aber sollten die Japaner ihn nach der Tätowierung fragen, würde er sie abstreiten.

Endlich fanden sie den richtigen U-Bahn-Ausgang und kamen zu dem Lokal, in das der Verlagsleiter sie eingeladen hatte. Es entpuppte sich als Nudel-Spezialitäten-Restaurant im elften Stock eines Hochhauses mit einer wunderbaren Aussicht auf die Tokioter Skyline. Otto stand dem Verlagsleiter gegenüber, einem schwächtigen Mann mit grauem Haarkranz im schwarzen Designeranzug, der Übersetzerin Momoka und seiner Agentin Miyu, griff in seine Tasche und reichte jedem von ihnen ein Geschenk.

Zierlich und bunt verpackt, wie Japaner es liebten, aber ohne weiße Schleifen, weil weiß die Farbe der Trauer war und Japaner keine Schleifen mochten. Die kleinen Dosen und Schachteln enthielten Mozartkugeln, Sisi-Taler, Lesezeichen und Schneekugeln mit Motiven von Wiener Barockbauten. Otto hatte darauf geachtet, dass die Packungen niemals exakt vier Taler oder Schokoladekugeln enthielten, da die Zahl vier Unglück brachte.

Im Gegenzug wurde er ebenfalls beschenkt. Aber wie die japanische Etikette es vorschrieb, öffnete er keines der Geschenke bei Tisch, damit niemand das Gesicht verlor und so tun musste, als freute ihn das Präsent.

Während man auf dem Boden saß und sich auf Englisch über die Verlagsbranche unterhielt, wurden roher Oktopus serviert, Fischbabys in Schalen mit Wasabi und eine große brennheiße Suppenschüssel, in der dicke aalglatte Nudeln schwammen. Je lauter man schlürfte, umso besser schmeckte es, also bemühte sich Otto um entsprechende Schmatzgeräusche.

„Mir ist aufgefallen, dass niemand in Ihrem Land eine Tätowierung trägt“, stellte Elisabeth fest, als das Gespräch zu versiegen drohte.

Otto warf ihr einen warnenden Blick zu.

„Haben Sie ein Tattoo?“, fragte der Verlagsleiter.

Elisabeth schüttelte den Kopf. „Nein, ich nicht, aber ...“

„Ich auch nicht“, unterbrach Otto sie rasch.

„Aber natürlich hast du eins.“ Elisabeth stieß ihm mit dem Ellenbogen in die Seite. „Das k.u.k. Wappen auf deinem Schulterblatt. Hast du es vergessen?“

Auch wenn er Elisabeth über alles liebte, aber in diesem Moment wollte er sie am liebsten auf der Stelle erwürgen.

„Haben Sie Haustiere?“, fragte der Verlagsleiter.

Elisabeth lächelte stolz. „Ja, vier Katzen.“

Vier!

„Aber wir nehmen uns im Sommer eine fünfte aus dem Tierheim“, sagte Otto rasch. „Du weißt doch ...!“

„Niemals!“, rief seine Frau entsetzt, die wegen der hohen Tierarztkosten keine weitere Katze wollte.

„Oh doch, Sisi.“ Er stieß sie unter dem Tisch mit dem Knie an.

„Übertreib es nicht mit deiner Schleimerei!“, zischte sie ihm zu.

Die Japaner sahen alle von ihren Schüsseln auf. „Sisi?“, wiederholten sie und lächelten begeistert. Dieses Volk hatte immer schon einen Faible für die ehemalige bildhübsche österreichische Kaiserin gehabt.

Schließlich wurde einer alten Tradition folgend das trübe Kochwasser der Nudeln in Gläsern serviert, in die man den Rest seiner Wasabi-Brühe leerte und trank.

Das war zu viel für Elisabeth. Sie erhob sich, entschuldigte sich, weil sie vom Jet-Lag immer noch müde war und kündigte an, ins Hotel zu fahren. Bestimmt hatte sie eine Magenverstimmung. Otto wollte sie begleiten, doch die Japaner drängten auf ihn ein, noch zu bleiben.

Elisabeth gab ihm einen Kuss. Bevor sie sich wieder von ihm abwandte, flüsterte sie ihm ins Ohr. „Mir ist nicht nur wegen dem Essen übel!“

Das hatte gegessen! Bisher hatte sie immer zu ihm gehalten, nicht nur weil sie ihn liebte, sondern auch aus sentimentalischen Gründen. Als ihre Eltern sehr früh gestorben waren, hatte er sich um Elisabeth gekümmert, ihr eine Arbeit und eine Wohngelegenheit bei ihm verschafft. Sie fühlte sich ihm verpflichtet, doch diese Loyalität hatte Grenzen. Er durfte es nicht zu weit treiben. Aber was sollte er tun? Er brauchte diesen Erfolg wie einen Bissen Brot.

Als Elisabeth das Lokal verlassen hatte, rückte der Verlagsleiter interessiert näher. Er senkte die Stimme. „Dürfen wir Ihre Tätowierung sehen?“

„Also, ich ...“ Otto war sprachlos. „Ich weiß nicht ...“ Er lächelte verlegen.

„Miyu hat erzählt, mit welchem großem persönlichen Engagement Sie den Verkauf Ihres Buches ankurbeln“, sagte Momoka, die Übersetzerin des Verlags. „Ein tätowiertes Wappen der österreichisch-ungarischen Monarchie würde den Verkaufsrang Ihres Buches bei Amazon nochmals deutlich anheben.“

„Ja, womöglich“, entfuhr es Otto. „Aber ...“

„Überlegen Sie doch, welchen Medienrummel es um Sie und Ihr Buch gäbe“, fügte der Verlagsleiter hinzu.

„Nun ja, ich ...“, stammelte Otto.

Der Verlagsleiter winkte lächelnd den Koch herbei, der sich mit einer blitzenden Messerklinge näherte.

Donnerstag

Am nächsten Morgen erwachte Otto mit höllischen Schmerzen im Schulterblatt. Ein kreisrunder Verband klebte auf seinem Rücken. Er musste verdammt aufpassen, dass Elisabeth ihn nicht bemerkte.

Während sie wieder in der Dusche stand, kleidete er sich rasch an und fuhr neugierig den Laptop hoch. Der Verkaufsrang seines Buches war weiter in die Höhe geklettert. Wobei ... *geklettert* war untertrieben ... in die Höhe *geschossen*. Verkaufsrang 900!

Außerdem entdeckte er ein Marketplace-Angebot: Ein lachsfarbener Fetzen mit einer Tätowierung, der unter einem Glassturz mit Stecknadeln auf rotem Samt gebettet war. Der Preis: 18.000 Yen.

Mit rasendem Herzen klappte er den Laptop zu und schlüpfte in sein Sakko. Hoffentlich strich ihm Elisabeth beim Frühstück nicht zärtlich über den Rücken. Die Schmerzen würden ihn die Wände hochgehen lassen.

Am gleichen Abend fuhren sie mit der U-Bahn zur Japanisch-Deutschen Gesellschaft, wo seine Buchpräsentation stattfinden sollte.

Da die Japaner die Philosophie vertraten, ein Autor brauche aus einem Buch nicht vorzulesen, weil sie selbst lesen konnten, entpuppte sich die Präsentation als Fragestunde – und die rund hundert Gäste wurden nicht müde, ihn über die ehemalige Monarchie der Habsburger auszuquetschen. Das war sein Unterrichtsfach an der Uni gewesen – und Otto war in Höchstform. Er gab sich unterwürfig, biedernte sich an und ließ am Ende sogar den japanischen Kaiser grüßen, worauf ihm Elisabeth, die im Publikum saß, einen kopfschüttelnden, bösen Blick zuwarf.

Anschließend signierte er knapp einhundert Exemplare seines Buchs. Bei dieser Gelegenheit verbeugte er sich jeweils mit einem sonoren *Konnichiwa*, überreichte seine Visitenkarte und betrachtete die Karte seines Gegenübers mit einem freundlichen Lächeln. *Wie er diese Etikette hasste!* Aber er zog es durch, bis alle Journalisten, Literaturkritiker und Geschichtsstudenten drangekommen waren. Danach sank er erschöpft in seinen Stuhl.

Momoka trat an seine Seite und grinste stolz. „Sehr gut, Kopezky-San. Ihr Buch ist der Renner! Übrigens lässt Ihre Frau ausrichten, dass sie Kopfschmerzen hat und bereits ins Hotel gefahren ist.“

Kein Wunder, dachte Otto. Auch ihm brummte der Schädel.

Da trat die Leiterin der Japanisch-Deutschen Gesellschaft an seine Seite. „Miyu-San und Momoka-San haben erzählt, wie gut Sie Ihr Buch promoten. Das freut uns sehr. Auch wir haben eine Bitte.“

Nein, bloß nicht, stöhnte Otto innerlich auf. *Was wollt ihr denn noch? Meine Seele?*

„Nein, nicht Ihre Seele“, kicherte die Frau.

Otto stieg die Hitze zu Kopf. Hatte er den Gedanken etwa laut ausgesprochen?

Sie legte ihm eine Visitenkarte auf den Tisch. Danach holte sie ein Holzschneidebrett und ein Messer mit einer langen scharfen Klinge hinter dem Rücken hervor. „Ihr kleiner Finger würde uns genügen.“

Freitag

„Um Himmels Willen! Deine Hand ist ja bandagiert!“, rief Elisabeth am nächsten Morgen.

„Ich habe sie mir in der Taxitür eingeklemmt“, log Otto.

„Ach, du bist ein Pechvogel! Das muss ich frisch verbinden. Zeig her.“

Er zog die Hand weg. „Schon in Ordnung“, erwiderte er.

Sie ließ nicht locker und wollte ihn verarzten, doch er konnte sie zum Glück beschwichtigen.

Er dachte an die Visitenkarte jener Tokioter Firma, die er gestern Abend erhalten hatte. Das Unternehmen war auf künstliche Fingerkuppen spezialisiert. Anscheinend gab es in Japan immer noch einen Markt dafür – vermutlich wegen der Yakuza-Mitglieder. Falls er Zeit hatte, würde er sich eine Prothese anpassen lassen. Allerdings musste er Elisabeth irgendwie beschäftigen, damit er die Firma heimlich aufsuchen konnte.

Nach dem Frühstück saß er in der Hotellobby und rief – beinahe etwas ängstlich – den Amazon-Verkaufsrang seines Buches ab. *Unfassbar!* Der war kometenhaft auf Platz 90 hoch geschossen. Mit rasendem Herzen öffnete er die Amazon Marketplace-Seite. Es war nicht anders zu erwarten gewesen! Dort wurde ein Finger unter einem Glassturz angeboten – getrocknet, auf rotem Samt, um 36.000 Yen.

Er musste dieses Land so schnell wie möglich verlassen, bevor sie ihm noch den großen Zeh abschnitten oder Schlimmeres. Zum Glück gab es nur noch eine einzige letzte Veranstaltung an diesem Abend.

Als die Sonne hinter der Skyline Tokios unterging, parkte eine schwarze Limousine mit verspiegelten Scheiben vor ihrem Hotel. Otto wurde abgeholt, um rechtzeitig zum Galadiner in die größte Universität Tokios zu gelangen, wo ihn ein großer Empfang erwartete. Im Anschluss daran sollte der Abend mit einer Pressekonferenz ausklingen.

Ottos linke Hand war frisch bandagiert und er presste sie ängstlich an den Körper, damit er sich den Fingerstumpf nicht tatsächlich an der Autotür stieß. Elisabeth kam soeben aus dem Hotel und wollte zur Limousine gehen, als sie von einem Dutzend Journalisten bedrängt wurde.

Unter den Menschen erkannte Otto den Marketingchef des Verlags. Dieser fragte Elisabeth auf Englisch, ob auch sie die aufopfernde PR-Kampagne ihres Mannes unterstützen würde.

Otto hörte die Frage zufällig, und sogleich erfasste ihn ein Gefühl der Panik. „Nein!“, brüllte er zum ersten Mal seit seiner Ankunft in Japan. „Das wird sie nicht!“ Doch sein Ruf wurde vom Straßenlärm übertönt.

Er wollte aus dem Wagen klettern, doch der Fahrer stellte sich ihm in den Weg. „Wir müssen los, Ihre Frau wird das nächste Taxi nehmen.“

Otto wollte sich aus dem Sitz heben, doch mit der verletzten Hand war es ihm unmöglich.

„Ja natürlich werde ich die Kampagne meines Mannes unterstützen ...“, hörte Otto seine Frau sagen, die ihm trotz seines anbiedernden Verhaltens immer noch loyal zur Seite stand. Wie sollte es auch anders sein? Immerhin hatte er ihr wochenlang eingetrichtert, dass es in Japan kein *Nein* gab.

Dann knallte der Fahrer die Tür zu, der Riegel schnappte ein und die Limousine fuhr davon.

Galadiner, Buchpräsentation und Pressekonferenz waren ein voller Erfolg gewesen. Den ganzen Abend hatte Otto verzweifelt nach seiner Frau Ausschau gehalten, doch sie war nicht erschienen.

Als Otto lange nach Mitternacht in sein Hotelzimmer kam, öffnete er leise die Tür, um Elisabeth nicht zu wecken.

Automatisch startete er seinen Laptop. Als das matt schimmernde Licht des Monitors das Zimmer erhellte, sah er, dass seine Frau nicht im Bett lag. Kissen und Decke waren unberührt.

Er knipste die Leselampe neben dem Bett an. Ein roter Tropfen glänzte auf dem blütenweißen Kopfkissen.

„Sisi?“, rief er. Doch er erhielt keine Antwort.

Er blickte ins Bad. Leer. Im Handwaschbecken lag ein dünnes Sägeblatt. Rote Spuren wie von einem Lippenstift glänzten auf dem Email.

„Sisi?“

Keine Antwort. Vielleicht saß sie in der Hotellobby. Er wollte schon das Zimmer verlassen, als sein Blick auf den Monitor fiel.

Der Internetbrowser hatte automatisch die Startseite geöffnet. Sein Buch hatte bei Amazon den Verkaufsrang Nr. 1.

Ihm stockte der Atem.

Konnte das sein? Sogleich aktualisierte er die Seite. Immer noch ... Platz 1.

Mit einem mulmigen Gefühl im Magen starrte er auf die Marketplace Seite. Dort gab es vom Angebot „Sisi aus Österreich“ 257 Artikel zu kaufen.

Unwillkürlich musste er an das zerlegte Hühnchen im Spezialitätenrestaurant denken.

– Ende –